

Buchbesprechungen

Kirche in Zeiten der Apokalypse

GIORGIO AGAMBEN: **Das Geheimnis des Bösen – Benedikt XVI. und das Ende der Zeiten.** Aus dem Italienischen von Andreas Hiepkö, Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2015, 72 Seiten, 10 EUR.

Man muss wohl Katholik und Italiener sein, um sich dem Rücktritt eines Papstes mit so existenziellem Ernst zu widmen, wie dies Giorgio Agamben in seinem jüngst auf Deutsch erschienen Buch *Das Geheimnis des Bösen – Benedikt XVI. und das Ende der Zeiten* tut. Das schmale, aber gehaltvolle Bändchen erhält den Aufsatz »Das Geheimnis der Kirche« sowie den thematisch eng verwandten Vortrag »*Mysterium iniquitatis*. Geschichte als Geheimnis«. Beide zusammen ergeben eine unvermutet spannende, wenn auch anspruchsvolle Lektüre.

Denn mit dem vielfach angedeuteten Geheimnis ist jene Stelle im zweiten Brief des Paulus an die Thessalonicher gemeint, wo es über die Wiederkunft Christi und das vorhergehende Erscheinen des Antichrist heißt: »Jetzt wisst ihr, was aufhält (*to katechon*), auf dass er offenbart werde zu seiner Zeit. Das Geheimnis der Gesetzlosigkeit ist schon wirksam; nur muss der Aufhaltende erst aus dem Weg geräumt werden. Und dann wird der Gottlose (*anomos*, wörtlich ›der Gesetzlose‹) offenbart werden, den der Herr Jesus beseitigen wird durch den Hauch seines Mundes und unwirksam machen durch die Erscheinung seiner Ankunft.«¹

Die lateinische Bibel übersetzt das »Geheimnis der Gesetzlosigkeit« als *mysterium iniquitatis*. Dessen verborgenes Wirken bereitet das Erscheinen des »Gesetzlosen« vor, unter dem seit jeher der Antichrist verstanden wird. Nimmt man Paulus beim Wort, dann wäre dieser längst erschienen, gäbe es nicht eine Instanz, den Katechon, der oder die ihn aufhält. Wer aber ist nun dieser Katechon und worin besteht das »Geheimnis der Gesetzlosigkeit«? Und vor allem: Was hat das alles mit Benedikt XVI. zu tun?

Die Kirchenväter waren sich nicht einig, wer mit dem Katechon gemeint ist. Manche behaupteten, es handele sich um das Römische Reich – eine Ansicht, die noch im 20. Jahrhundert von Carl Schmitt vehement vertreten wurde. Agamben widerspricht dem ganz ausdrücklich. Er beruft sich auf Tyconius, einen obskuren Kirchenschriftsteller aus dem vierten Jahrhundert, der diese Rolle der Kirche zuwies und damit die Auffassung verband, dass der Leib der Kirche zweigeteilt sei: In eine »ehrbare Kirche«, bestehend aus jenen, die an Christus glauben, und eine »schwarze Kirche«, die dem Teufel gehört. Solange diese beiden Teile in der Kirche vermischt blieben, so lange sei diese der Katechon, mithin dasjenige, was den Antichristen aufhält.²

Diese Zwiespältigkeit ist nun laut Agamben das Geheimnis der Kirche und zugleich das der Gesetzlosigkeit, jenes *mysterium iniquitatis*, das in der Apokalypse offenbart wird. Um es in den Worten eines anderen Theologen auszudrücken: »Der wesentliche Inhalt der Lehre vom *corpus bipertitum* besteht in der These, dass der eine Leib der Kirche zwei Seiten hat, eine linke und eine rechte, eine sündige und eine begnadete, die aber beide eben Seiten eines einzigen Leibes sind. ... Daraus geht nun aber hervor, dass der Antichrist zur Kirche gehört, in ihr und mit ihr wächst bis zur großen *discessio* (Trennung), die die endgültige *revelatio* (Offenbarung) einleitet.«

Es war kein anderer als Joseph Ratzinger, der diese Zeilen 1956 in einem Artikel über Tyconius veröffentlichte. Nun mag man glauben, dass er als Papst Benedikt XVI. über die Kirche, deren oberster Hirte er nunmehr geworden war, anders zu denken begann. Doch weit gefehlt!

Bei einer Generalaudienz am 22. April 2009 kam er nochmals auf Tyconius zu sprechen und zitierte dessen Auffassung, »dass die Kirche ein zweigeteilter Leib wäre: Ein Teil, so sagt er, gehöre Christus, aber es gebe noch einen anderen Teil der Kirche, der dem Teufel gehört«.

Wenige Tage danach, am 28. April 2009,³ besuchte Benedikt XVI. die kleine Stadt L'Aquila, betete dort vor dem eigens herbeigeschafften gläsernen Sarg des Papstes Cölestin V. und legte darauf anschließend sein Pallium ab, eine weiße Wollstola, die ihm anlässlich seiner eigenen Amtseinführung verliehen worden war. 15 Monate später beging er feierlich den 800. Geburtstag dieses Papstes, dessen gerade einmal fünfmonatige Amtszeit im Jahre 1294 vollkommen unbedeutend wäre, wenn nicht – ja, wenn er nicht der einzige Papst vor Benedikt XVI. gewesen wäre, der freiwillig zurückgetreten ist! Rückblickend liegt es auf der Hand, dass Benedikt XVI. mit diesen öffentlichen Auftritten ganz bewusst auf die Möglichkeit hinwies, beizeiten selbst zurückzutreten. Die am 10. Februar 2013 erfolgte Ankündigung seines Rücktritts führt denn auch ähnliche Gründe auf wie die Cölestins V., namentlich schwindende Kraft des Körpers und des Geistes. Unter der Hand kursierten aber glaubwürdige Gerüchte, dass noch andere Gründe im Spiel waren. Und diese Gründe führen uns zu Tyconius zurück.

Demzufolge waren es die ständigen Intrigen, Skandale und Machtkämpfe innerhalb des Vatikans, die Benedikt XVI. zermürbten, Probleme wie die schier unübersehbare Zahl von Fällen sexuellen Missbrauchs und die wachsende Kluft zwischen Klerus und Kirchenvolk. Es ist verständlich, dass der greise Papst nicht mehr die Kraft fühlte, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, gerade weil er den Ernst der Lage voll erkannte. Der Verweis auf Tyconius, auf den Gedanken, dass es einen Teil der Kirche gibt, der dem Teufel gehört, dürfte in diesem Zusammenhang stehen.

Angesichts dessen verwundert es auch nicht, dass Agamben den Rücktritt Benedikts XVI. als ein theologisches Signal interpretiert. Dabei zeigt er verheißungsvolle Ansätze, die aber leider nur halbherzig durchgeführt werden. So

kann man ihm zweifellos beipflichten, wenn er beklagt, dass »der genuin eschatologische Begriff *mysterium iniquitatis*, der nur als solcher Sinn ergibt, aus seinem Kontext gerissen und zu einem in sich widersprüchlichen, ontologischen Begriff gemacht wurde: zu etwas, das man Ontologie des Bösen nennen könnte«. Anders gesagt: Das Geheimnis der Gesetzlosigkeit muss konkret auf die Wiederkunft Christi bezogen werden, wenn es richtig verstanden werden soll.

Und richtig spannend wird es, wenn er zur Enthüllung dieses Geheimnisses bemerkt: »Allem Anschein nach scheint sich eben das vor unseren Augen abzuspielen: dass die Staaten ganz unverhohlen wie Gesetzlose handeln, lässt den *anomos* in neuem Licht erscheinen. Er erweist sich als die Enthüllung der Anomie, die heute die herrschenden Mächte selbst betrifft, in denen sich Staatsgewalt und Terrorismus zu einem System zusammengeschlossen haben.« Heißt das also, dass der Antichrist sich bereits offenbart hat und Christi Wiederkunft unmittelbar bevorsteht?

Vor dieser Konsequenz scheut Agamben zurück. Stattdessen meint er mit Tyconius, »dass sich die Prophezeiungen der Offenbarung nicht auf das Ende der Zeiten beziehen, sondern auf den Zustand der Kirche in der Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Kommen Jesu Christi, also in der historischen Zeit, die auch die unsere ist«. Das würde also bedeuten, dass die Apokalypse zwar in die historische, mithin auch in unsere eigene Zeit fällt, die Wiederkunft Christi jedoch das Ende der Menschheitsgeschichte und der Zeit überhaupt markiert. Aus anthroposophischer Sicht greift er damit zu kurz.

Darüber hinaus gerät er mit sich selbst in Widerspruch. Bei der messianischen Zeit, also der Zeit vor der Wiederkunft Christi, handelt es sich laut Agamben »nicht um eine abstrakte zeitliche Struktur, sondern um ein Drama oder einen Kampf, in dem sich sehr konkrete geschichtliche Kräfte gegenüberstehen«, und in dem die Entscheidung jedes Einzelnen zählt: »Ein jeder ist dazu aufgerufen, in diesem sich unablässig abspielenden Drama bedingungslos

und bestimmt seinen Part zu übernehmen.«
So weit, so gut. Doch weil er diesen Kampf als einen darstellt, der »gleichsam ununterbrochen im Gang ist und in dem sich unablässig das Schicksal entscheidet, das Heil oder das Verderben der Menschen«, lässt er die zuvor des Hauses verwiesene Ontologisierung durch die Hintertür wieder herein und nähert sich unversehens jener Ideologie des permanenten Ausnahmezustands, die eine Signatur der von ihm so treffend beschriebenen Gesetzlosigkeit unserer Gegenwart ist. Oder, etwas freundlicher ausgedrückt: Indem er Christi Wiederkunft auf

das Ende der Zeiten vertagt, hält er der Kirche und ihrem katechontischen Auftrag die Treue.

Claudius Weise

1 Ich zitiere hier Agambens eigene Übersetzung. Die Stelle findet sich in 2 Thess. 2, 6-8.

2 Die Parallelen zum gemischten König aus Goethes Märchen sowie zu Dostojewskis Großinquisitor liegen auf der Hand.

3 Andere Quellen nennen den 29. April. Merkwürdigerweise schreibt Agamben, die besagte Generalaudienz habe zwei Monate vorher stattgefunden. Ich vermute einen Übersetzungsfehler.

Lebenspraktische Philosophie

JOSEF DOHMEN: **Wider die Gleichgültigkeit**, rüffer und rub Verlag, Zürich 2014, 376 Seiten, 32 EUR.

Kann man Sokrates, Aristoteles, Montaigne, Nietzsche oder Peter Bieri (Pascal Mercier) für die Lebenspraxis des Gegenwartsmenschen fruchtbar machen? Der Utrechter Philosophieprofessor Josef Dohmen zeigt, dass es möglich ist, und zwar für ein allgemeines Publikum. Der Titel richtet sich gegen die Beliebtheit des postmodernen Neoliberalismus, den er als Entgleisung des Freiheitsgedankens sieht. Letzteren verfolgt er anhand prominenter Beispiele aus der Philosophiegeschichte bis hin zu gegenwärtigen Strömungen. Sein Anliegen ist es, die Freiheitsidee so plastisch darzustellen, dass sie praktisch anwendbar wird. Dies gelingt ihm bei der Suche nach der rechten Mitte in der *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles ebenso wie bei der Selbsterforschung Michel de Montaignes: »Montaigne hingegen schreibt, um seine eigene individuelle Form zu *entdecken*. Er weiß nicht, wo das Ganze hinführen wird ... Montaigne ist gemeinsam mit Descartes der Begründer des modernen Individualismus ...« Schon hier wird deutlich, dass Dohmen das Feld der Bewusstseinsseele erforscht.

Die nächste Station auf dieser Reise durch die Philosophiegeschichte ist Nietzsche. Hier wird der Akzent auf die Individualethik gelegt, die Dohmen als eigene Weise, sich zu einer konkreten Handlungssituation in Beziehung zu set-

zen, ein eigenes Leben zu führen und es zum Kunstwerk zu gestalten, beschreibt. Die Nähe zu Rudolf Steiners ethischem Individualismus wird dabei deutlich. Da es bei Nietzsche kein ontologisches Fundament für die Ethik gibt, bleibt als entscheidendes Kriterium für das Gute, dass es lebensfördernd sei – eine offensichtliche Parallele zu Goethe. Bei Nietzsche – wie auch im Verlauf des Buches bei Dohmen – bleibt die Frage, woher dann die individuellen Impulse kommen.

Im folgenden Kapitel »Über innere Freiheit« geht es um den Berner Philosophen Peter Bieri, bekannt als Autor des Romans *Nachtzug nach Lissabon* unter dem Pseudonym Pascal Mercier, in dem er seine Freiheitsphilosophie veranschaulicht (zu empfehlen ist auch die gleichnamige Verfilmung). Bieri sieht den Weg zur Freiheit darin, die Motive des eigenen Handelns zu erforschen und zu erkunden, was wir wirklich wollen. So fragt auch der Protagonist in *Nachtzug nach Lissabon*: Was wird aus den Wünschen, denen wir nicht nachgegangen sind? Dies kann, wie im Roman, zu Auf- und Umbrüchen im Leben führen. Entscheidend ist aber das Bewusstsein der eigenen Wünsche und Motive, denn nur daraus ist eine freie Entscheidung möglich. Interessant ist, dass Bieri hierfür die Bedeutung der Sprache hervorhebt:

Nur ein persönlicher Sprachgebrauch, stilistisch eigensinnig, ermöglicht die Erkenntnis und Formulierung der eigenen Motive; ein klischeehafter Sprachgebrauch führt zu klischeehaftem Handeln und wird kitschig. Diese ästhetische Kategorie verweist auf den Anspruch einer *Lebenskunst*.

Gegen Klischee und Kitsch wirkt Authentizität. Diesem zentralen Anliegen des Individualismus nähert sich Dohmen durch Charles Taylor und sein 1995 erschienenes Werk *Das Unbehagen an der Moderne*. Für ihn bedeutet Authentizität, dem Kampf um Daseinsunsicherheit nicht aus dem Weg zu gehen und seine eigene Art des Daseins zu verteidigen. Der authentische Mensch »... übernimmt Verantwortung für die eigene Denkweise, die eigene Grundstimmung und den eigenen Willen.« Und: »Authentizität fordert einen experimentellen Entwicklungsprozess der eigenen Möglichkeiten und ist letztlich eine moralische Kompetenz.« Hier lässt sich viel Anregung für die eigene Lebenspraxis entnehmen, wie übrigens während der gesamten Lektüre von Dohmens Buch. Allerdings taucht hier ein Dilemma auf, das, wenn man

es nicht auflöst, nicht einmal erkannt wird. Einerseits heißt es: »... ohne Essenz gibt es kein klares Kriterium ... für Echtheit«; das ist die Kritik an der postmodernen Beliebigkeit, deren Folge Gleichgültigkeit ist. Andererseits schreibt Dohmen: »Dass Authentizität auf einen unveränderbaren inneren Kern – »das eigene Wesen«, das es auszugraben gilt – verweisen würde, ist ein hartnäckiges Missverständnis«. Aber was ist dann die Essenz? Wie gesagt, der Widerspruch wird nicht erkannt, aber ein weiterer Aspekt weist in die richtige Richtung: Man müsse sich nicht finden, sondern erfinden, in einem kreativen Prozess. Damit wird auf einen aktiven, schöpferischen Wesenskern verwiesen, der aber nicht gedacht oder benannt wird – quasi eine Leerstelle. Das Denken geht genau bis an die Schwelle, aber nicht weiter. Gerade deshalb ist das Buch eine lohnende, bereichernde und erfreuliche Lektüre. Weitere lebenspraktische Themen wie Zeit, Glück, Freundschaft und Alter werden beleuchtet. Dohmen gelingt es, der Philosophie einen pragmatischen Zugang zu geben.

Johannes Thiele

Verführungsgesellschaft

BYUNG-CHUL HAN: **Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken**, Fischer Verlag, Frankfurt 2014, 128 Seiten, 19,99 EUR.

Byung-Chul Han gilt einer eingeschworenen Fan-Gemeinde als einer der wenigen Gegenwartsphilosophen, der auf der Höhe der Zeit philosophiert, indem er das digitale Zeitalter mit seinen verführerischen Transparenz- und Selbstverwirklichungsversprechungen gnadenlos als neue, sanfte und von daher umso effizientere Totalmacht entlarvt. Dass wir es im postmodernen, postindustriellen Zeitalter der scheinbar grenzenlosen Selbstoptimierung, der kreativen Lebensgestaltung und des unaufhörlichen Lernens bis ins hohe Alter hinein mit anderen, letztlich subtileren Formen der Machtausübung über Menschen zu tun haben als es in der klassischen Disziplinargesellschaft des 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts der Fall war, ist eines der zentralen Themen des in Ko-

rea geborenen und in Berlin lehrenden Philosophen, das er in zahlreichen Büchern, so in der *Müdigkeitsgesellschaft* von 2010 und in der *Transparenzgesellschaft* von 2012, behandelt hat.

Die neue sanfte Macht des Neoliberalismus, so Byung-Chul Han, liegt darin, dass sie nicht mehr wie die antiquierte Disziplinarmacht mit ihren Normen, Geboten und Verboten als Normierungsmacht auftritt, sondern als Verführungsmacht, ausgestattet mit einer geradezu attraktiven, das Autonomie- und Freiheitsverlangen des Einzelnen umwerbenden Psychopolitik: Diese nun sorgt mit allerlei Techniken dafür, dass sich die Menschen von sich aus dem nicht mehr als solchen erlebten Herrschaftszusammenhang unterordnen. Diese freiwillige

Unterwerfung des Subjekts unter die Macht des Faktischen, sei es als tätiger Mensch in der Arbeits-, oder als konsumierender Mensch in der Freizeitphase, funktioniert im Kern in der Form eines angeblich neuartigen Selbstverhältnisses, das der Mensch zu sich selbst aufbaut: Indem sich das Ich als Projekt begreifen lernt, »das sich von äußeren Zwängen und Fremdzwängen befreit zu haben glaubt«, indem es sich ständig neu erfindet, unterwirft es sich »nun inneren Zwängen und Selbstzwängen in Form von Leistungs- und Optimierungszwang.« Das postmoderne Leistungssubjekt ist so gesehen nicht nur ein Knecht, sondern ein absoluter Knecht insofern, »als es ohne den Herrn sich freiwillig ausbeutet.«

Diese Lieblingsthese Byung-Chul Hans, die er in seinen Schriften immer wieder variiert und unter wechselnden Gesichtspunkten wiederholt, mag zwar für die in den Wissens- und Dienstleistungsbereichen tätigen »Unternehmer ihrer selbst« partiell zutreffen, weniger aber wohl für die im produzierenden Bereich Tätigen: So ganz ohne äußeren Zwang geht es da und auch woanders nicht ab, und für viele muss es befremdlich klingen, wenn Byung-Chul Han vom postmodernen Arbeitnehmer apodiktisch behauptet: »Ihm steht kein Herr gegenüber, der ihn zur Arbeit zwingt.« Das »neoliberale Subjekt als Unternehmer seiner selbst« ist – wenn überhaupt in dieser unterstellten Gänze der freiwilligen Selbstausbeutung – eine soziologisch viel enger zu fassende Kategorie als es bei Byung-Chul Han den Anschein macht. Das zeigt sich schon am Ort, an dem es sich zu- und abrichten lässt, oder anders formuliert, in dessen Kontext es die Selbstoptimierung einübt und trainiert: »Zahlreiche Selbstmanagementworkshops, Motivationswochenenden, Persönlichkeitsseminare oder Mentaltrainings versprechen« – so Byung-Chul Han – »eine grenzenlose Selbstoptimierung und Effizienzsteigerung« dadurch, dass Blockierungen, Schwächen und Defekte unter dem Mantra des positiven Denkens oder der lösungsorientierten Ressourcenausschöpfung der eigenen noch unentdeckten Potenziale wegtherapiert werden. Einmalige Flow-Erlebnisse und positive Emotionen können das Ergebnis sol-

cher Selbstoptimierungstrainings sein, in denen »die Unternehmer ihrer selbst« im Rahmen ihrer endlosen Arbeit an sich selbst nicht etwa – wie in den einer vergangenen Ära angehörenden protestantischen Selbstprüfungsexerzitien – nach ihren Sünden, sondern nach ihren negativen Gedanken fahnden.

Zweifelsohne sind derartige Einsichten des Autors wie seine Diagnostik insgesamt scharfsinnig, erhellend, dabei aber doch selbst verführerisch: Suggestieren sie doch, schlüssig aufzeigen zu können, in welchem Nebel der Selbstillusion das postmoderne Leistungssubjekt sich bewegt. Die Entfremdung von sich selbst, die als solche nicht mehr verspürt wird, in der sich der Betreffende gütlich eingerichtet hat und die er noch als Selbstbefreiung erlebt, verdankt sich demnach subtilen, auf das Einverständnis des Betreffenden abzielenden Psychotechniken, deren Effizienz maßgeblich auf der Kunst der Verführung beruht. In diesem Sinne könnte als Motto dieser kleinen Schrift gelten: »Je größer die Macht, desto stiller wirkt sie.« Das klingt gut, ist aber auch nicht allzu neu. Byung-Chul Han unterschlägt bei aller Prägnanz und Brillanz seiner Diagnostik, dass die freiwillige Selbstausbeutung, die sich der Freiheitssehnsucht des Menschen bedient, doch schwerlich nur unter dem Aspekt der Selbstausbeutung betrachtet werden kann: Denn basiert – wie der Begriff es nahelegt – die Selbstoptimierung wirklich auf Freiwilligkeit und mündet diese unter freiwillig gewählten und humanen Arbeitsverhältnissen nicht in Burn-out oder anderen Belastungssyndromen, so wäre dem Konzept des Unternehmers seiner selbst, um das sich ja die Ausführungen des Autors im Wesentlichen drehen, ja auch etwas »Positives« abzugewinnen. Anders formuliert: Byung-Chul Han löst seine verdichtet und thesenartig vorgetragenen Ansichten von den konkreten sozialen Einrichtungen ab, alternative Unternehmenskonzepte kommen bei ihm ebenso wenig vor wie das überzeugende Aufzeigen eines Weges, wie sich der Mensch in Freiheit – und bar jeder Selbsttäuschung und »Selbstausbeutung« – zum freien Menschen zu entwickeln vermag.

Gerd Weidenhausen

Der verdampfende Tropfen

THOMAS BILLER: **Templerburgen**, Philipp von Zabern Verlag (Imprint der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft) Darmstadt 2014, 176 Seiten, 39,95 EUR.

Als Philipp der Schöne Anfang des 14. Jahrhunderts mit Hilfe seiner päpstlichen Marionette Clemens V. den Templerorden zu vernichten begann, um sich seines angeblich sagenhaften Besitzes für die eigenen politischen Zwecke zu bemächtigen, bot die allgemeine Unkenntnis über das Innenleben des allmählich zum Bankier von Papst und König aufgestiegenen Ordens die optimale Projektionsfläche für die nicht eben originellen, aber dafür um so wirksameren Vorwürfe der Homosexualität und Häresie. Als fünf Jahrhunderte später Joseph von Hammer-Purgstall versuchte, ein geheimes Fortleben des Ordens bis in seine Zeit nachzuweisen, war nur die historische Entfernung, nicht aber das Wissen über den Orden wesentlich größer geworden. Und als im letzten Jahrhundert Louis Charpentier mit schriftstellerischen Talent sein obskurantistisches Machwerk *Die Geheimnisse der Kathedrale von Chartres* mit der These von der Entdeckung der Bundeslade durch die Templer publizierte, wussten wohl nur wenige, dass er damit nur die längst verblichenen Motive des 18. und 19. Jahrhunderts wieder neu kolorierte, die dem Orden nach zeitgenössischen Vorbildern das Gewand damaliger Geheimgesellschaften andrapiert hatten.

So vermögen die literarischen Gespenster der drei letzten Jahrhunderte bis heute im Dämmer des Halbwissens ihr Unwesen zu treiben wie etwa in Tobias Daniel Wabbels *Die Tempelkathedrale – der Geheimcode von Chartres* von 2012. Leider findet sich dergleichen auch in seriöser daherkommenden Publikationen aus anthroposophisch inspiriertem Umkreis wie in dem unlängst erschienenen Werk von Rolf Wettstein über die Kathedrale von Chartres, wo sich der Autor anstatt auf verlässliche historische Quellen lieber auf Charpentier beruft, um seinen Lesern die These von der Finanzierung des Baus durch die Templer erneut mit denselben dünnen Argumenten nahezulegen, als käme man damit der spirituellen Substanz

dieser Kathedrale näher. Aber immer wieder scheint allein der Hinweis auf den Templerorden auszureichen, um einem Ort das gewisse aurische Etwas zu verleihen oder dasselbe zumindest ins Unauslotbare zu steigern.

Dass Wolfram von Eschenbach seine Gralsritter »Templeisen« genannt, und Rudolf Steiner von ihnen als »Kündern des Grals« gesprochen hat, wurde und wird leider immer wieder als ehrwürdige Grundlage für deutlich weniger ehrwürdige Thesen und Theorien missbraucht. Wenn man dagegen einmal alle Details dessen ernst nimmt, was Rudolf Steiner 1904 und 1916 seinen Hörern über die spirituelle Seite des Ordens eröffnet hat, bekommt man einen Eindruck davon, wie wenig sich solche Details aus den erhaltenen historischen Daten und Dokumenten herausentwickeln lassen, und wie sehr deshalb diese genuin esoterische Dimension mittelalterlicher Spiritualität in Gefahr ist, in den neuzeitlichen Interpretationsdunstkreis einer nicht eben christlichen Mixtur von verborgener Macht, internationalem Einfluss und (pseudo-) esoterischem Geheimwissen zu geraten.

Das von Thomas Biller im letzten Jahr erschienene Buch über Templerburgen wird beim Auftreffen auf diese Atmosphäre eher wie der auf bereits mystisch erhitztem Stein sogleich verdampfende Tropfen Wahrheit wirken, denn es ist nicht nur frei von Spekulationen, sondern steht auch in manchem Detail gewohnten oder sogar liebgewordenen Ansichten entgegen. So etwa im Fall der exemplarisch herangezogenen Burg Lockenhaus im Burgenland, die niemals nachweislich im Besitz der Templer gewesen ist, aber im 19. Jahrhundert publikumswirksam zur »Templerburg« erklärt werden konnte, obwohl es in Österreich kaum Niederlassungen der Templer gab und man zweckmäßigerweise auch nur in Konfliktgebenden wie dem heiligen Land oder der iberischen Halbinsel eigene Burgen besaß. Rudolf Steiners Hinweis, sich für das Bühnenbild mittelalterlicher Szenen

der *Mysteriendramen* an den Innenräumen von Lockenhaus zu orientieren, wird dadurch zwar nicht obsolet, aber vielleicht wird nach der Lektüre so mancher der Besucher der dortigen »unterirdischen Kapelle« – Biller zufolge eine im 19. Jahrhundert umgebaute Zisterne – nun vielleicht mit etwas mehr historischer Vorsicht begegnen.

Thomas Biller macht in seiner Darstellung der Geschichte des Ordens deutlich (und auch anhand von entsprechenden Daten hinreichend nachvollziehbar), dass und wie der Orden bis zum schrittweisen Untergang der Kreuzfahrerstaaen im 13. Jahrhundert vollauf mit den dortigen Aufgaben und Krisengebieten beschäftigt war und angesichts der enormen Unterzahl der Ritter gegenüber den muslimischen Heeren alle strategischen und finanziellen Potenziale dorthin richten musste. Die Darstellung der erhaltenen Reste der Templerburgen zeigt anschaulich und im Detail, an welchen Pilgerwegen und neuralgischen Punkten im Krisengebiet dies zu geschehen hatte.

Biller ist einer der renommiertesten Burgenforscher Deutschlands, und sein sorgfältig bei Philipp von Zabern produzierter Band schafft erfreulicherweise die Brücke zwischen solidem Fachwissen, instruktiver Sprache und ästhetisch ansprechender Darstellung. So beruhen sämtliche ausnahmslos farbigen Abbildungen der Burgen und Ruinen auf Billers eigenen, her-

vorragenden Aufnahmen und machen die Lektüre zum durchgängigen anschaulichen Genuss. Aber nicht nur das: Das ästhetische Bild der wissenschaftlichen Publikation kultiviert dann, wenn es zugleich die Verhältnisse sachgerecht dokumentiert, beim Leser das visuelle Interesse und damit den offenen und zugleich zielgerichteten Blick, aus dem bekanntlich wieder neue, vielleicht sogar sachlich erhellende Beobachtungen hervorgehen können. So sind die ästhetisch anspruchsvollen Fotografien nicht nur angenehme Zutat zum trockenen Wissen, sondern der Ort, wo sich Wissenschaft und Kunst auf sehr unprätentiöse Weise fruchtbar durchdringen können. Der Verlag Philipp von Zabern steht glücklicherweise noch in der Tradition dieses Bewusstseins und die Unterstützung durch den Verein der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft hat das auch wirtschaftlich möglich gemacht. Zugleich ist der Band aber auch im E-Book-Format als PDF oder EPUB erhältlich.

Auch wenn die Ablehnung alles bloß Spekulativen im Zuge einer Banalisierung des mittelalterlichen Geisteslebens keineswegs hilft, den fruchtlosen Antagonismus zwischen Wissen und Glauben zu entschärfen, so mag das Buch immerhin helfen, die Grenze zwischen dem, was wir aus den erhaltenen Dokumenten wissen können, und dem, was wir erschließen und vermuten, genauer zu ziehen.

Roland Halfen

Ziehe in die Welt ...

HOLGER WOLANDT: **Selma Lagerlöf. Värmland und die Welt.** Eine Biografie, Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus, Stuttgart 2015, 320 Seiten, 22,90 EUR .

In diesem Jahr gedenken wir des 75. Todestages (16. März 1940) von Selma Lagerlöf, Nobelpreisträgerin und Mitglied der Schwedischen Akademie. Mit Holger Wolandts Buch liegt endlich in deutscher Sprache eine umfassende Biografie vor, die auch neuere Aspekte berücksichtigt. Die Grundlage des Buches sind Lagerlöfs private Briefe aus der Königlichen Bibliothek Stockholm, die erst 2008 zugänglich wurden und bis jetzt nicht auf Deutsch vorlagen. Die Auswahl wurde von Wolandt übersetzt.

In insgesamt 27 Kapiteln mit Einleitung und Nachbemerkung breitet der Autor das Leben und Wirken Lagerlöfs vor uns aus. Dieses Buch lässt fehlende Kettenglieder in ihrer Biografie entdecken. Es enthält viel neues Material, unveröffentlichte Bilder und Hinweise.

Auf dem Familienhof Mårbacka spielte der Vater mit den Kindern oft, wie es sein wird, wenn eines Tages der König kommt. Ihm hat Lagerlöf viel von ihrer Phantasie und Liebe zu den Dichtern zu verdanken.

Mit sechs Jahren verlor sie ihre geliebte Großmutter, die wunderbar erzählen konnte. Durch sie wurde Lagerlöf in die Welt des Christentums eingeführt. Vor der Konfirmation sprach ihr Pfarrer vom Christentum als der vollkommensten Religion.

Schon früh wusste Lagerlöf, dass sie Schriftstellerin werden wollte. Aber bis dahin war ein weiter Weg ... Bei einer Hochzeit lernte sie die Schriftstellerin Eva Fryxell aus Stockholm kennen, die sie ermahnte: »Ziehe in die Welt und verschaffe dir Wissen, so dass du lernst, das Pfund, das dir gegeben wurde, zu nutzen.«

Schon auf Mårbacka gab Lagerlöf jüngeren Mädchen zeitweise Unterricht. Es machte ihr Freude, so dass sie eine Ausbildung zur Lehrerin in Stockholm begann. Ihr Lehrer Victor Rydberg bestritt, dass Christus der Gottessohn sei; er sei nur ein vollkommener Mensch gewesen – und Selma wurde in Zweifel gestürzt. Nach einer Vorlesung Rydbergs aber hatte sie auf dem Nachhauseweg in der Malmskillsgatan ein geistiges Erlebnis, das sie schwindlig machte: Sie empfing die Intuition für ihre eigene schriftstellerische Arbeit.

Zunächst ging sie als Lehrerin nach Landskrona. Nach dem Tod des Vaters war der Familienhof verkauft worden. Lagerlöf begann in den Nächten, Geschichten von *Gösta Berling* aus ihrer Heimat Värmland aufzuschreiben. Damit gewann sie den Preis der Frauenzeitschrift *Idun* und konnte das so begonnene Buch fertigstellen. Beglückt schrieb sie an ihre Mutter: »Aber jetzt habe ich gezeigt, dass ich schreiben kann, so habe ich vielleicht doch das Recht, einen großen Teil meines Tages am Schreibtisch zu vertreiben, und das ist das Beste von allem.« Lagerlöf zog mit der Mutter nach Falun und konnte sich nun ganz dem Schreiben widmen. In Valborg Olander fand sie hier eine Helferin und innige Freundin.

Mit Sophie Elkan, der Schriftstellerin und engen Freundin, reiste sie nach Jerusalem. Durch schwedische Auswanderer wurde sie hier zu dem Roman *Jerusalem* inspiriert. Es folgten *Herrn Arnes Schatz* und die *Christuslegenden*. Letztere sind ein Ausdruck ihrer lebenslangen Auseinandersetzung mit dem Christentum. Für

das Buch *Wunderbare Reise ...* unternahm sie eine Norrlandreise, wiederum mit Sophie Elkan. Schon bevor sie 1909 den Nobelpreis erhielt, kaufte sie den elterlichen Hof zurück und begann zu renovieren. Das neue Mårbacka, wie wir es heute kennen, entstand jedoch erst 1920 bis 1923. In Falun noch schrieb sie den Roman *Fuhrmann des Todes*. Hierzu setzte sie sich intensiv mit Theosophie und Rudolf Steiners Gedanken auseinander. Zu ihren weiteren Arbeiten gehören die *Löwenskjöld-Trilogie* und ihre stark literarisierten Kindheitserinnerungen.

Als sie alt wird, nehmen ihr Ruhm und ihr Einfluss weiter zu. Und Ende 1931 geschieht wirklich, was der Vater einst erträumte: Der König kommt! Der Kronprinz Gustaf Adolf beehrte die große Schriftstellerin in Mårbacka.

In Deutschland war Hitler an die Macht gekommen. Lagerlöfs »Appell an Amerika« wurde im schwedischen Radio gesendet; eine Rede, »in der sie die Vereinigten Staaten bat, ihre Rolle als Friedensbringer und Garanten einer menschlicheren Welt in dem sich verdunkelnden Europa einzubringen.« Alle Ausländer, die sich in Schweden aufhielten, sollten angeben, ob sie Juden sind. »Wie kann es den schwedischen Behörden entfallen, sich so zu Hitlers Handlangern zu machen?«, empörte sie sich.

Lagerlöf hat Eva Fryxells einstigen Rat beherzigt: Mit Italien, Ägypten, Jerusalem, Dänemark, Finnland und Russland lernte sie einen guten Teil der Welt kennen. Ihre Bücher eroberten auch die übrigen Länder. Lagerlöfs Werk ist zeitlos. Der Nobelpreis wurde ihr verliehen »auf Grund des edlen Idealismus, des Phantasiereichtums und der seelenvollen Darstellung, die ihre Dichtung prägen«.

In unserer Zeit wird vieles oberflächlich betrieben. Wenn eine Rückbesinnung auf die Tiefe erfolgt, wird Lagerlöf in ihrer wahren Bedeutung neu erkannt werden. Das betrifft auch ihre positive Stellung zu jeglicher Religion, wobei sie selbst ein freies, von der Kirche unabhängiges Christentum errang. In ihren Büchern wies sie immer wieder auf die Kraft der Liebe hin, die letzten Endes die Gewalt besiegen wird.

Holger Wolandt (geb. 1962) studierte Nordische Philologie in München und lebt seit lan-

gem in Stockholm. 2013 schrieb er das Buch *Stockholm. Eine Stadt in Biografien*. Für das Goethe-Institut Stockholm entwickelte er die App *Deutsche Spuren*. Das vorliegende Buch ist allen, die Selma Lagerlöf und ihr Werk lieben, sehr zu empfehlen.

Der Verlag Urachhaus hat *Die Löwenskjölds* als Trilogie in einem Band wieder aufgelegt, mit einem Vorwort von Holger Wolandt. *Jerusalem* wurde mehrmals verfilmt, zuletzt 1996 von Bille August (als DVD bestellbar).

Maja Rehbein

Ein vielschichtiger Roman

LUTZ SEILER: **Kruso**. Suhrkamp Verlag, Berlin 2014, 484 Seiten, 22,95 EUR.

Es geht um die Freiheit in diesem Roman – um die äußere Freiheit und die innere Freiheit. Gewiss kein neues oder ungewöhnliches Thema, es soll damit nur die tiefere Dimension angedeutet werden, denn es wäre falsch, diese Erzählung auf einen »Wenderoman« zu verengen. Die Wende, ihre Einleitung durch die (zugelassene) Fluchtbewegung über die ungarische Grenze, ereignet sich allerdings während der Erzählzeit vom Sommer 1989. Die äußere Freiheit erreicht der »Held« Edgar Bendler, genannt Ed, durch seine Flucht auf die Insel, wie es der Titel mit der Anspielung auf Robinson Crusoe signalisiert; es ist eine Flucht aus dem bisherigen Leben. Die innere Freiheit erringt er sich mühsam während seiner Inselzeit, zumindest in ersten Schritten.

Nachdem seine Freundin (wie in einem Zeitungsbericht wird sie nie mit vollem Namen, nur mit dem Anfangsbuchstaben G. genannt) durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen war, reiste Ed unter DDR-typischen Schwierigkeiten zur Insel Hiddensee. Dort findet er Arbeit als Abwäscher im »Klausner«, der Gaststätte an der Steilküste über dem Meer, deren Betrieb hauptsächlich von »Esskaas« – Saisonkräften – aufrechterhalten wird. Und dort begegnet er Alexander Krusowitsch, genannt Kruso oder Losch, der ihn in alles einweist. Aus dem Meister-Schüler-Verhältnis entwickelt sich eine tiefe, durchaus schwierige Männerfreundschaft, die wie eine waagerechte Achse über der den Alltag tragenden Gemeinschaft wirkt, der »Besatzung« des Klausners, zusammengewürfelt aus lauter skurrilen Individualisten, die sich jeden Morgen mit dem Chef zum Frühstück zu einer zwölköpfigen »Tafelrunde«

einfinden. Ein promovierter Soziologe und ein promovierter Philosoph sind dabei, Kellner voller Weisheit und Klugheit, Kruso ist auch Literaturliebhaber und schreibt Gedichte (während Ed sich im Studium mit Trakl beschäftigt hat) – kurzum: eine Gruppe von Aussteigern, die sich auf ein Leben jenseits der DDR-Normen eingerichtet haben.

Ed lernt viel von ihnen, seine Flucht auf die Insel entwickelt sich unversehens zur Einweihung, allmählich wird er auch in die inneren Geheimnisse des Klausners eingeweiht: Kruso hat nämlich eine Utopie – er verspricht, jeden »Schiffbrüchigen« (des Landes, des Lebens) zu den »Wurzeln der Freiheit« zu führen, wie er es selber ausdrückt. In der Praxis hat er dazu ein Netzwerk aufgebaut, in das die Esskaas eingebunden sind; für zwei, drei Tage bekommen die Schiffbrüchigen eine heimliche Unterkunft und eine warme Suppe. Denn neben den normalen Touristen stranden auf Hiddensee Tag für Tag Menschen ohne Quartierschein und ohne Aufenthaltserlaubnis und gehen das Risiko ein, von den Grenzbewachern entdeckt zu werden. Einige machen es aus Inselfsehnsucht oder Abenteuerlust und kehren wieder in ihre Heimatorte zurück, andere bereiten hier ihre Flucht über die Ostsee vor, nicht allen gelingt sie, oft bleibt ihr weiteres Schicksal unaufgeklärt. So wird Hiddensee zu einem Vorhof der Verschwundenen (zu denen im Roman auch Krusos Schwester gehört). Krusos Netzwerk zerbröckelt jedoch im Laufe der Erzählzeit parallel zur zerfallenden DDR. Die Esskaas und ihr Chef verlassen nach und nach den Klausner, schließlich sind es nur noch Ed und Kruso, die den Betrieb aufrechtzuerhalten versuchen.

Der Roman ist vielschichtiger, als es diese Zusammenfassung vermuten lässt. Kein bloßer Wenderoman, viel mehr auch ein Roman der DDR. Lutz Seiler hat offenbar eine besondere Freude an deren Absurditäten im Alltag. Ein Beispiel im Roman ist die »Karte der Wahrheit«, eine gefälschte Karte von Hiddensee und der Umgebung. In einem Gespräch nach einer Lesung fügt Seiler andere real erlebte Beispiele aus seiner Generation (Jahrgang 1963) hinzu – in seiner Militärzeit ist er mit dem Herstellen von Panzerattrappen aus Sand beschäftigt, die den Feind täuschen sollen. Außer den dokumentarischen flicht Seiler aber auch surreale Elemente in den Roman ein – so unterhält sich Ed immer wieder mit einem Fuchs, ohne dass klar wird, ob es wirklich einen gibt. Am Schluss ist auch Kruso verschwunden (sterbenskrank abtransportiert), und Ed hat das Empfinden, dass letztlich die Lebenden und die Toten vereint sind.

»Kruso hatte recht gehabt«, denkt er, »keiner war verloren, keiner blieb ewig vermisst.«

In einem Epilog auf den letzten 40 Seiten des Buches »Abteilung Verschwunden (Edgars Bericht)« – fast noch spannender als der eigentliche Roman – schildert der Autor (alias Edgar, der nach dem Schicksal von Krusos Schwester fahndet) seine Recherchen über die Flüchtlinge von der Ostsee nach Dänemark, die ihn über Umwege in die Kellerräume des zentralen Polizeiarchivs in Kopenhagen und zu den Friedhöfen der Anonymen führen.

Lutz Seiler schafft es, in einer schmucklosen Sprache die realen Hintergründe so in einer individuellen Geschichte zu verarbeiten, dass eine durchgängige, kaum zu erklärende Magie des Erzählten entsteht. Dem Autor wurde für diesen Roman der Deutsche Buchpreis 2014 verliehen.

Helge Mücke

Leitplanken eines seelischen Mäanderns

BODO KIRCHHOFF: **Verlangen und Melancholie**, Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt 2014, 443 Seiten, 24,90 EUR.

Wenn der Partner Selbstmord begeht, bleiben Fragen zurück, die das ganze restliche Leben bestimmen können. Was hat man übersehen beim anderen Menschen, was hätte man tun und warum hat das gemeinsame Paarsein nicht jener Fluchtort sein können, dessen der andere offenbar bedurfte, als Ort des Verschwindens, des Sich-Fallenlassens? Das ihn – in diesem Fall – am Ende mit unwiderstehlicher Macht angezogen hat: Irene, Übersetzerin aus dem Italienischen, vor allem Pasolini, ist eines Tages auf den Frankfurter Goetheturm gestiegen und stürzte sich von dort in die Tiefe. – »Aber wer nicht bedauern kann, wie er ist, dem fehlt ein Stück Menschlichkeit. Irene und ich, wir waren nach Lesungen stets reserviert gegenüber den Großen, kein Bitten um Widmungen, kein Schultergeklopfe, kein Du; und wenn es am Tisch bei regionalem Essen um Klassiker ging, haben wir Kleist über Goethe gestellt ... Nur, andererseits auch undenkbar, dass es einen Kleisturm gäbe.« Hinrich, Kulturjournalist, zeitlebens fasziniert

und berührt von der Tiefe, die gerade Irene, der geliebten und rätselhaften, lebhaften und melancholischen Frau eigen war, hat noch nach Jahren den Verlust nicht wirklich verwunden. Ein Umschlag mit schwarzem Rand, der ihn plötzlich erreicht und den er nicht zu öffnen wagt, wird zum Symbol, zum Anstoß auch für wieder aufsteigende Fragen. Hinrich begibt sich auf Reisen, reflektiert und erinnert seine eigenen Affären, Schwächen und Sehnsüchte – etwa nach einem eigenen Sohn, der ihm versagt blieb –, er sinnt über gemeinsame Freunde nach und immer wieder über die Sommer, die man reisend verbrachte, die Orte, an denen man sich liebte, sich hingab, immer wieder: Italien. Doch es wird ein Hotelzimmer in Warschau sein, wo sich das Rätsel löst und dabei nur größer wird oder überhaupt erst entsteht.

Bodo Kirchoff ist ein Meister der dezenten und dadurch plastischen Beschreibung intimer Situationen, Empfindungen und zwischenmenschlicher Begegnungen. Der intensive Ton seines

neuen Romans *Verlangen und Melancholie* löst dabei gewissermaßen den Titel ein; mehr noch ist es aber der Gestus eines Ich, das sich selbst in der Trauer lakonisch beobachtet, ohne die Gefühle zu denunzieren, der die besondere sprachliche Qualität dieser Prosa hervorbringt. Lange nicht mehr waren Beschreibungen der Sexualität zwischen Mann und Frau zu lesen, die ähnlich lebendig und würdevoll, präzise und zärtlich und eben niemals pornografisch wirkten; es mutet fast wie eine Wiedergutmachung aus aktuellem Anlass an.

Inhaltlich geht es um eine Intellektuellenliebe, vielleicht muss man das in dem Fall so sagen, da Hinrichs Erinnerungen die Beziehung zu Irene, deren Rituale und Requisiten, so inszenieren. Dabei weiß er, »dass Liebe nicht stark macht, sondern eher schwach, ja im Grunde auf Schwäche beruht, Schwäche für oft nur einen Zug am anderen; und dass Liebe nicht am Beginn steht, wie mit einem Mausclick herbeigeführt, sondern sich allmählich, fast hinter dem Rücken der Beteiligten einstellt, sie heimsucht wie eine Krankheit, so schön wie unheilbar.« Irene wird zum anderen Wort für eine »Materie, die sich nicht auflöst, nur neue Formen annimmt.« Überall trägt er »noch das Gefühl Irene'schen Stoffes« oder ihrer Umräumungen, »als könnten Mann und Frau auch ihr Denken teilen.« Einmal sagt die Tochter Naomi, Kunsthistorikerin, betraut mit einer Ausstellung

über Pompeji – ein für die Motivik des Romans wichtiges Fresko zielt den Buchumschlag –, sie glaube, »dass ihre Mutter, als sie von dem Turm sprang, das eigene Leben so schnell und doch würdig beendet habe, wie man ein Buch ohne richtige Handlung irgendwann zuklappt, statt es sklavisch zu Ende zu lesen.«

Auch wenn der Roman, der von solchem Leben zeugt, statt einer zügig voranschreitenden Handlung dem Leser eher Leitplanken eines seelischen Mäanderns bietet – erzählerisch souverän verbunden mit konkreten Stationen, an denen sich Wendungen vollziehen – nimmt sein Sog einen mit. Die Wehmut des Erzählers, die sich schließlich einem kleinen zugelaufenen Hund zuwendet, ist dabei nirgends wacher als im Zusammensein mit dem Neffen Malte, dem er bei den Abiturvorbereitungen in Ethik hilft. Staunend, empathisch und mit subtilem Witz vollzieht er mit, wie ein junger Mensch am Beginn jenes Verlangens nach sich selbst steht, das der Ältere, unter Schmerzen, ab da schon zu verwandeln beginnt: »Man verlernt es, in einen anderen einzudringen, es ist zu ungeheuerlich, als dass man es ein für alle Mal könnte. Denk an nichts, sagte sie, die Lippen an meinem Ohr. Und ich dachte an nichts; drei-, viermal im Leben, mehr ist kaum vorstellbar, verströmt man sich selbst im anderen, in einem Strahl von Dankbarkeit.«

Andreas Laudert

Stigmatisation und Erkenntnis

WOLFGANG GÄDEKE: **Stigmatisation und Erkenntnis. Anmerkungen zu Evangeliendarstellungen und Schicksal Judith von Halles**, Urachhaus Verlag, Stuttgart 2015, 319 Seiten, 24,90 EUR.

Wie bekommt man die Parteilichkeit aus der oft erregten Diskussion um Judith von Halle heraus? Das ist keine Einzelfrage, sondern sie geht die zentrale Frage nach der inneren Verbindlichkeit von Rudolf Steiners Erkenntnissen und ihrer freien Weiterentwicklung an. Schon Steiner wehrte sich dagegen, dass man ihm alles nur wörtlich »glaubte«, weil das nur der Faulheit und Angst vor der Weiterentwicklung seiner Anregungen diene. Stattdessen hoffte er, dass die anthroposophischen Erkenntnisgrundlagen

methodisch durchdrungen und damit auch persönlich erübt werden, und dass die »Offenbarungen« (was für ein belastetes, oft undurchdachtes Wort!) weder inhaltlich noch in ihrer praktischen Umsetzung ein Ende haben, bloß weil fast jeder ehrlicher Weise sagen muss: »Mit Steiner kann ich mich nicht messen«.

Judith von Halle, der man eigene Schauungen, innere Erfahrungen und eine umfangreiche Kenntnis der Steinerschen Gesamtausgabe schwerlich absprechen kann, hat einerseits

ihre Stigmatisation (Wundmale Christi) und Nahrungslosigkeit von sich aus nicht öffentlich machen wollen. Und dennoch ist es inzwischen bekannt, und es ist nicht bloß persönliche Neugier, sich damit zu beschäftigen, weil es mit ihren Einsichtsquellen oft verbunden wird.

Wolfgang Gädeke hat sich um ein Gespräch mit Judith von Halle bemüht und nun ein Buch vorgelegt, das in seiner zweiten Hälfte die Diskussion ihrer Angreifer und Verteidiger wenigstens ansatzweise skizziert und die jeweilige Parteilichkeit zu beruhigen sucht. In der ersten Hälfte kontrastiert der Theologe – zum Teil bereichert durch die Sprachuntersuchungen von Elsbeth Weymann – vier Schwerpunkte des Christuslebens (Jordantaufer – Kreuzigung – Abendmahl – Auferweckung des Lazarus) mit dem biblischen Befund, Steiners Darstellungen und eben Judith von Halles Bildern und Erklärungen. Gädeke widerspricht nicht überall, aber er macht schwer zu vereinbarende Unterschiede aus.

Führt das also zu einer Abwertung Judith von Halles? Nein, sondern Gädeke versucht ihre Erkenntnisweise (die ja von der Persönlichkeit schwer zu trennen ist) durch die Erscheinung des Somnambulismus verständlich zu machen. Steiners Sprachgebrauch dieses Wortes unterscheidet sich von einer herabsetzenden Verwendung; so wird jede Psychiatisierung vermieden. Gädeke bittet darum, »die Phänomene von Stigmatisation, Nahrungslosigkeit und ›Zeitreisen‹ mit geisteswissenschaftlichen Mitteln zu durchdringen, und ... einen Menschen, bei dem sich diese Phänomene zeigen und der sich eindeutig zur Anthroposophie bekennt, nicht als sozial pathologisch zu stigmatisieren, sondern als Anthroposophen anzunehmen und zu respektieren«. Mir scheint dieses Buch nicht eine einfache Kritik an Judith von Halle zu sein, sondern zugleich eine Ehrenrettung.

Frank Hörtreiter

Anzeige



Mit Ökonomie und Philosophie Welt gestalten!

Im Oktober 2015 starten unsere interdisziplinären und praxisvertiefenden Masterstudiengänge „Ökonomie“ (mit den Schwerpunkten Gesellschaftsgestaltung oder Wirtschaftsgestaltung) und „Philosophie“ (mit dem Schwerpunkt Konzepte von Spiritualität).

Bewerben Sie sich jetzt und bauen Sie mit uns einen neuen Reflexionsort für die Gesellschaft!

Bildung entsteht in Begegnung! Treffen Sie uns z.B. in Berlin, Erfurt, Köln, Leipzig, Münster – und natürlich in Bernkastel-Kues. Näheres erfahren Sie unter **www.cusanus-hochschule.de**.